



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Krause, Helene von: Mirow

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Um diese gleiche Stunde ging unten die Regine durch das Haus und fragte dem Kley nach. Die Mutter Johanne verwies sie in die Gärtnerei, wo sie ihn dann suchte und nicht fand; nur sein starkes Baummesser fand sie in der Laube auf dem Tisch. Sie nahm es zu ungeduldigem, lässigem Spielen in die Hand, und weil sich ihre Gedanken neben denen um den Kley am meisten mit sich selbst befaßten, schnitzte sie ihren Namen in das Holz des Tisches, ging und ließ im Hause den Bescheid, es verlange der Molterschluchtwirt nächsten Tages den Gärtner Kley zum Heckenschneiden. Und es lasse ihn die Regine grüßen.

Der Florentin hörte dann drinnen die Bestellung und sah draußen den Namen der Regine in seinem Tisch, las und nannte ihn. Und sie fiel ihm von neuem ein, mit allem wie sie war. (Fortsetzung folgt)



Mirow

Von Helene von Krause

Der folgende Aufsatz ist dem Werke „Deutsche Erde“ Bd. II „Unter der wendischen Krone“ von Helene von Krause entnommen, das im Verlage von F. Fontane u. Co. in Berlin-Dahlem demnächst erscheinen wird.



ine freundliche Einladung lieber Verwandter veranlaßte mich eines Tages im ersten Frühling, mich auf den Weg nach Mirow zu machen. Der Name wird den meisten Menschen weltfern und unbekannt scheinen, und doch — ich will erzählen, was ich in Mirow fand.

Im bequemen Wagen der Bimmelbahn, die Neustrelitz mit Perleberg und Wittenberge verbindet, ließ ich das Landschaftsbild an mir vorübergleiten: Tannenwald, Heideland, Wiesen, denen man es ansieht, daß nur grobe, schlechte Grasbüschel darauf wachsen können. Hier und da, vom Winde der Jahrhunderte zusammengeweht, eine Sandshanze, aus der die knorrigen Wurzeln einer alten Kiefer hervorstulpen, deren Wipfel sturmzerzaust sich gegen den grauen Himmel abhebt. Dazwischen ein See, dessen Spiegel vom herben Luftzug leicht gekräuselt, bleiern, wie die Wolken, die darüber hinziehen, erscheint. Dann Halt am kleinen Bahnhofsgebäude und ein Rumpeln des Wagens über das schlechte Pflaster des winzigen Städtchens. Vorbei an den unscheinbaren Häusern, mit den alten niedrigen Fenstern, an denen hier und da Raktus und Pelargonien ihre scharlachroten Blüten zwischen grünem Blattwerk zeigen, oder auch, wenn ein Fenster im Größenwahn durchaus ein Schaufenster sein will, Taschen, Hosenträger, Garnknäule, Blechlöffel, Seife und Tabakspakete in internationaler Vereinigung sich darbieten.

Und nun plötzlich befinde ich mich inmitten eines reizenden Idylls. Ein Haus im Grünen mit Veranda und hellen Fenstern. Hübsche Zimmer mit allem, was unsere luxuriöse Zeit für anmutige Wohnlichkeit bietet. Schöne Bilder neuer Kunst, hohe Gläser mit Frühlingsgrün und Käzchen, glückliche Menschen, liebliche Kinder und ein Ausblick über den großen See, wo ein Sonnenstrahl silberne Streifen in das zarte Grau des Wasserspiegels zieht und grünlicher Schimmer die Bäume auf der Halbinsel überhaucht, weil's Frühling werden will. Von dorthier lockt mich geheimnisvoll das Dach des Schloßchens, das sich hinter den alten Wipfeln verbirgt. Aber bevor ich dem Zuge folge, tue ich einen Blick in das Buch der Geschichte, deren Griffel unmerklich, aber sicher den Stätten der Menschen ihre Spuren einzeichnet, die uns oft erst verstehen lehren, was uns sonst rätselhaft erscheinen würde.

Die Geschichte Mirows zerfällt deutlich in drei Perioden:

Die erste zeigt uns das achtspitige Kreuz des Johanniterordens über dem Ort. Mirow ist Komturei 1226 bis 1587.

Die zweite Periode zeigt uns Mirow als fürstliche Residenz (1708 bis 1752). Über diese Zeit ist es kein Geringerer als Friedrich der Große, dem wir die intimen Nachrichten über Mirow verdanken.

Endlich die dritte Periode von 1752 bis heute, die man am besten bezeichnet als Mirow, die Stätte der Toten.

Über die Zeit, da der Johanniterorden hier herrschte, ist wenig Kunde zu uns gedrungen. Man machte durch Wall und Graben die in den See laufende Landzunge zu einer Insel. Zugbrücke und Turm schirmten die auf dieser belegenen Gebäude der Komturei und die Kirche. Durch Schenkungen der mecklenburgischen Herzöge vermehrte sich der Landbesitz des Ordens bedeutend, bis die Reformation 1587 unter dem letzten Komtur, dem Herzog Karl von Mecklenburg, der Johanniterherrschaft ein Ende machte. Im westfälischen Frieden kam Mirow an Mecklenburg und bildete seit 1701 einen Teil der Mecklenburg-Strelitzer Lande.

Größeres Interesse bietet die zweite Periode seiner Geschichte.

Mirow und Friedrich der Große

Als Herzog Adolf Friedrich der Zweite von Mecklenburg-Strelitz starb, bezog seine erst siebenundzwanzigjährige Witwe mit ihrem kaum drei Monate alten Söhnchen, dem Prinzen Karl, den alten Johanniterhof in Mirow, indessen ihr aus erster Ehe des Herzogs stammender Stiefsohn Adolf Friedrich der Dritte im Strelitzer Schloß residierte. Emilie Antonie, geb. Prinzessin von Sondershausen, nahm ihre Schwester Luise Albertine zu sich und widmete sich ganz der Erziehung ihres Sohnes, der so in völliger Zurückgezogenheit, unter den Augen von Mutter und Tante auf dem engen Burgplatz heranwuchs.

Ein einfaches Fachwerkhaus, die Wirtschaftsgebäude für den Landbesitz, die Kirche mit hölzernem Turm, ländliche einfachste Verhältnisse bildeten den Rahmen für die Kindheit des Prinzen. Hinter dem Graben lag der Flecken Mirow,

und sicher war der dort zweimal im Jahre abgehaltene Jahrmarkt ein Ereignis im Leben des kleinen Fürstensohnes, der kaum anders als ein adliger Landjunker seiner Zeit heranwuchs, nur daß ihm ein trefflicher Gouverneur, ein Herr von Zesterleht, beigegeben war. Dieser begleitete ihn wohl auch nach Genf, wo er, sechzehn Jahre alt, studierte, und auf der sogenannten großen Tour, der üblichen Reise durch Österreich, Schweiz, Italien und Frankreich. In Wien stellte sich der Prinz persönlich dem Kaiser vor und trat einige Jahre als Oberstleutnant in österreichische Dienste.

Aber schon mit zweiundzwanzig Jahren finden wir ihn wieder daheim bei Durchlaucht Mama auf dem 2409 Quadratfuß großen Burghof zwischen See und Wallgraben und sogar als jungen Ehemann! Er hatte Prinzessin Elisabeth Albertine von Hildburghausen heimgeführt, und zwar in das Fachwerkhaus der alten Komturei, wo das junge Paar mit Mutter und Tante unter einem Dach seine bescheidene Wohnstätte aufgeschlagen hatte. Erst nach der Geburt des ersten Kindes dachte man daran, für die neue Familie außerhalb des Walles ein neues Haus zu erbauen. Die junge Gemahlin, jene „gar gute Prinzessin“, fügte sich sicher willig in diese nicht eben glänzende Lage. Etwas schweigsam und schüchtern von Natur, war auch sie nicht geeignet, große Veränderungen in dem kleinen Kreise hervorzurufen. Die einzige Abwechslung bot ein Ausflug nach dem der Herzoginmutter gehörenden Gute Bergfeld, selten eine Fahrt zu Hof nach Strelitz oder ein Besuch des Jagdhauses Ranow.

Aus allen diesen Umständen geht hervor, daß man sicher genötigt war, sich einzuschränken. Der nachgeborene Prinz eines kleinen Fürstenhauses jener Zeit, in der sich sein Vaterland eben erst von den Schrecknissen des Dreißigjährigen und nordischen Krieges langsam erholte, verfügte über geringe Einkünfte, zumal auch der Landbesitz wenig Ertrag lieferte. Prinz Karl wird als ein haushälterischer Mann geschildert und ist ohne Zweifel ein gutmütiger, ehrbarer Herr gewesen, dem aber die engen Verhältnisse und die einsame Erziehung hauptsächlich durch Frauenhand, mehr den Stempel eines einfachen Privatmannes als eines weltgewandten Fürsten aufdrückte. Der spätere Verkehr mit dem Lehrer seiner Kinder zeigt uns den Prinzen als einen Mann, der sich für Kunst und Wissenschaft interessierte. Der Informator Genzmer, ehemaliger Konrektor in Havelberg, ein Freund Winkelmanns, schrieb auf seine Anregung ein Lehrbuch der mecklenburgischen Geschichte.

Ich werde schwerlich irren, wenn ich mir den Hof zu Mirow als eine Stätte stillen Familienglückes vorstelle, obwohl keineswegs ohne das gesteigerte Standesbewußtsein der Rokokozeit, doch unter dem Druck bescheidenster Verhältnisse und der Gewohnheit einfachsten, harmlosen Stillebens wenig geeignet für den Verkehr mit dem plötzlich in nahe Nachbarschaft getretenen geistreichen Hof des Kronprinzen von Preußen.

Dieser hatte 1736 sein neu ausgebautes Schloß zu Rheinsberg, drei Meilen von Mirow belegen, mit seiner jungen Gemahlin und einem zahlreichen Hofstaat

bezogen. Es war ein kleines Juwel unter den fürstlichen Wohnsitzen. Im besten Geschmack jener Zeit ausgestattet, mit Gemälden von Pesne und anderen Künstlern geschmückt, in der reizenden Lage am See, umgeben von den schönsten Gärten. Friedrich machte es zu einem Sammelplatz für seine Freunde, deren jeder in seiner Persönlichkeit einen Gewinn für die Gesellschaft darstellte. Geisterreiche, schöne Frauen, wie Frau von Brand und die Baronin Marrien (le tourbillon), Männer wie Camas, Argens (le divin marquis), Jordan (Hephästion), der französische und englische Gesandte und nicht zu vergessen der lustige Chevalier Chasot, dem alle Waffen des Witzes und der Satire zu Gebote standen und der niemand schonte. Alle diese Leute und viele andere gingen in Rheinsberg aus und ein. Und wenn der Prinz auch in der Stille seines Arbeitszimmers Werke, wie seine Betrachtungen über den Staatskörper Europas, entstehen ließ, so trug doch das Leben auf dem „Rhemusberge“ durchaus den Charakter heiterster, angeregtester Geselligkeit, vom feinsten Geist und vom Verständnis aller Kunstgenüsse belebt. Graun und Duang gaben Konzerte, und Friedrich schreibt an seine Schwester Wilhelmine: „Nous faisons la tragédie et la comédie, nous avons bal et mascarade et musique à toute sauce.“

Man muß sich den Gegensatz dieser beiden Kreise klar machen, um zu verstehen, welches Ergebnis ein Zusammentreffen haben mußte, und um den richtigen Maßstab für die Erzählungen Friedrichs über den Mitrower Hof zu gewinnen. Mag nun der Besuch in Mitrow auf Verabredung mit dem König oder aus nachbarlicher Höflichkeit unternommen worden sein, jedenfalls wurde der Verkehr zu allerlei lustigen, mit scharfem Spott gewürzten Berichten an den „allergnädigsten Vater“ über diesen kuriosen Hof benützt.

Der erste dieser Besuche Friedrichs, bei dem ein in Mecklenburg bekannter Werbeoffizier, Leutnant von Buddenbrock, ihn begleitete, fand am 25. Oktober 1736 statt, und der Kronprinz berichtet darüber unter anderem:

„Ich ging also fort nach dem Schloß, welches ohngefähr wie das Gartenhaus in Bornim ist; ringsherum aber ist ein Wall; und ein alter Thurm, der schon ziemlich verfallen ist, dient dem Hause zum Thorweg. Wie ich an die Brücke kam, so fand ich einen alten Strumpfstriker als einen Grenadier verkleidet, mit der Mütze, Tasche, und das Gewehr bei sich stehen, um ihn desto weniger an seiner Arbeit zu hindern. Als ich heran kam, so frug er, wor ich her käme und wor ich hin wollte, worauf ich ihm antwortete, ich käme vom Posthause und ginge über die Brücke, worauf der Grenadier ganz erzürnt nach dem Thurm lief, woselbsten er eine Thür aufmachte und den Corporal heraustrief. Dieser war aber eben aus dem Bette aufgestanden und hatte aus großer Eile sich nicht die Zeit genommen, sich weder die Schuhe anzuziehen noch die Hosen zuzumachen, und frug uns ganz verstört, wo wir hin wollten und wie wir der Schildwache begegnet hätten. Ohne ihm aber einmal zu antworten gingen wir unsere Wege nach dem Schlosse zu. Dieses hätte ich meine Tage für kein Schloß angesehen, wenn nicht zwei Laternen vorn an der Thür wären

gepflanzt gewesen, und daß nicht zwei Kraniche Schildwache davor gestanden hätten. Ich kam ans Haus heran, und nachdem ich wohl eine halbe Stunde an die Thür geklopft hatte, so kam eine ganz alte Magd, die wohl aussah, als wenn sie des Prinzen Mirow seines Vaters Amme gewesen wäre, und als die gute Frau fremde Gesichter zu sehen kriegt, so war sie dermaßen erschrocken, daß sie uns die Thür vor der Nase zuschmiß.“

Da die Thür trotz wiederholten Klopfens nicht wieder geöffnet wurde, wandte sich der Prinz dem Stalle zu und erfuhr nun, daß die Herrschaften mit der gesamten Dienerschaft nach Neustrelitz gefahren seien. Ihnen dorthin folgend, trifft er sie auch da nicht mehr und erreicht sie endlich in Kanow, wo er in der Mühle einkehrt und sich durch eine Magd anmelden läßt. Man kann sich die Berlegenheit der fürstlichen Familie denken, die, auf einer kleinen Landpartie begriffen, in keiner Weise auf den Empfang eines solchen Gastes vorbereitet war. „Kanow ist ein pures Dorf, das Lustschloß des Prinzen nichts anderes als ein ordinäres Jägerhaus, wie alle Haideläufer haben,“ schreibt Friedrich.

Da die ganze Einrichtung nur aus einfachen hölzernen Tischen und Bänken und Hirschgeweißen an den Wänden bestand, so hielten die Herrschaften sich dort wohl meist unter den schönen Kastanienbäumen oder auf der Gartenterrasse auf, von wo man einen hübschen Blick auf See und Wald hatte. Der Kronprinz fand die ganze Mirower Familie dort versammelt. Er meint, die Herzogin-Mutter sei die Klügste von allen und erzählt: „Das Erstere, womit ich entretentret wurde, war das Unglück, welches dem besten Koch geschehen wäre, welcher mit sammt dem Wagen, welcher Provision sollte bringen, umgefallen wäre und sich den Arm gebrochen, und die Provisions wären dadurch alle zu nichte gegangen. Ich ließ mich insgeheim darnach erkundigen, so war nicht ein wahr Wort daran. Endlich ging man an Tafel, dar es denn auch gewiß schien, als wenn denen Provisions nebst dem Koch ein Unglück geschehen wäre.“ —

Wohl möglich, daß man sich durch diese Notlüge aus der Berlegenheit zu helfen suchte, doch endete dieser Besuch mit dem Versprechen eines Gegenbesuchs in Rheinsberg. Als dieser nach einigen Wochen erfolgte, gab es wieder einen spaßhaften Bericht an den König. Der Kronprinz schreibt:

„Des Prinzen von Mirow Visite ist gar zu curieuse gewesen, auf daß ich nicht meinem allergnädigsten Vater alle Umstände darin berichte.“ Er erzählt dann, daß der dänische Gesandte, General Prätorius, als der Kronprinz mit seinem Gast eintrat, ganz laut gesagt habe: „Voilà le prince Cajuca.“ Kein Mensch konnte das Lachen lassen, und hatte ich alle Mühe, daß ich es so drehte, daß er nicht böse wurde. Kaum war der Prinz im Hause, daß man mir sagen kam, daß dem armen Prinzen zum Unglück der Prinz Heinrich (Markgraf von Schwedt) gekommen wäre, — welcher ihn dann dermaßen aufzog, daß wir alle gedacht, todt vor Lachen zu bleiben. . . den Nachmittag um ihn den Rock zu verderben, so haben wir in Regen nach dem Vogel geschossen. Er wollte wohl nichts sagen, aber man konnte doch sehen, wie er sich um den Rock

hatte. Den Abend so kriegte er einige Gläser in den Kopf und wurde recht lustig.“ —

Lebhaft kann man sich die Situation vorstellen. Man machte den harmlosen Gast zur Zielscheibe seines Witzes und amüßte sich auf seine Kosten. In bezug auf den Rock bewies der Prinz von Mirow jedenfalls mehr Taktgefühl wie seine Wirte. Denn, wenn man sich den Preis eines Hofkleides jener Zeit, eines goldgestickten Sammetrockes klar macht, so war es für den armen paterfamilias sicher keine Kleinigkeit, sein Staatsgewand mutwillig im Regen ruinieren zu lassen, und doch wird ihm das Zeugnis, daß er das Unvermeidliche mit Würde trug.

Auch später ist der Verkehr von beiden Seiten fortgesetzt und scheint doch mit gegenseitigen, freundlichen Beziehungen verlaufen zu sein. Friedrich verfaßt keine mokanten Briefe mehr über die Nachbarn, doch schreibt er einmal scherzend an Camas: „Der Zuname der Antipoden steht meinem Hofstaat nicht übel an, denn die Mirowesen sind meine Nachbarn.“ —

Es gibt einen interessanten Dreiklang: Der Potsdamer Soldatenkönig mit dem Tabakskollegium, die geistreichen Antipoden in Rheinsberg und der einfache, stille, kleine Hof der Mirowesen.

Bei dem ältesten Sohn des Herzogs stand der Kronprinz Gevatter, und als das bescheidene neue Haus von den jungen Herrschaften bezogen war, schreibt Friedrich: „Wir sind dieser Tage nach Mirow gewesen, woselbst der Prinz tractieret hat.“

Auch die Sage bemächtigte sich dieses nachbarlichen Verkehrs, und man zeigte lange die Laube, in der der Kronprinz, einer schönen Prinzessin zu Gefallen, in die er sich verliebt hatte, Flöte gespielt haben sollte.

Das ist natürlich erfunden, aber daß er dem Mirower Hof auch als König freundliche Teilnahme bewahrt, ersehen wir erstens aus seinem Befehl, die oft sehr rücksichtslos betriebenen Werbungen in Mecklenburg-Strelitz fortab durch verständige und bescheidene Offiziere ausführen zu lassen, und zweitens daraus, daß er das Kupfer zum Dach für den neuen Kirchturm in Mirow schenkte.

Am 4. September 1742 nämlich schlug der Blitz in den alten hölzernen Kirchturm, und das um sich greifende Feuer zerstörte alle Gebäude auf dem alten Hof der Komturei. Nachdem zuerst die Kirche wieder hergestellt war, erbaute die Herzogin-Mutter auf ganz anderer Stelle das jetzige dreistöckige Schloß. Dies zu besehen, machte ich mich nun auf den Weg.

Während ich in Begleitung meiner liebenswürdigen Wirtin zwischen Gärten und Wiesen dahinschritt, erzählte sie mir, wie sie im vorigen Sommer in dem kleinen Motorboot, über das ihr Gatte als Regierungsbeamter verfügte, eine Wasserfahrt nach Berlin gemacht hätte. Das klingt wunderbar und ist doch kein Märchen, denn der große Mirower See steht in ganz schiffbarer Wasser-Verbindung mit der Spree. Fast neidisch hörte ich der Beschreibung der hübschen, ganz abenteuerlich anmutenden Reise zu und erfuhr, daß man auch nach der mecklenburgischen Seite in Wasser-Verbindung stehe und Schwerin zu Schiff besuchen könne.

Kein verfallender Turm bildet mehr den Eingang zum Schloßhof. Zwischen zwei niedrigen, mit großen Pinienäpfeln aus Sandstein gekrönten Pfeilern traten wir ein. Vor uns lagen zwei hellgetünchte Häuser. Das größere, bestehend aus Mittelbau und zwei etwas vorspringenden Seitenpavillons, ist das Schloß, das kleinere enthält die Räume für Küche und Dienerschaft. Eine freundliche Kastellanin öffnete die große Tür mit dem schön verschörkelten alten Schloß, und nun ist mir's, als träte ich in das Jahrhundert des Poppes, des Puders und der Keifröcke. Im weiten, lichten Flur gleich die zu beiden Seiten aufsteigende schöne, breite Doppelstreppe mit dem blendend weißen, durchbrochenen und geschnitzten Geländer. Da sieht man im Geist die Damen mit den seidenen Stöckelschuhen und steifen, spitzen Taillen, die Herren mit bunten, gestickten Röcken und Galanteriedegen die weiß gescheuerten Stufen herabkommen und tritt mit ihnen in die hellen Zimmer. Sonderbare Öfen in wunderlichem Aufbau zeigen schöne alte Delfter Kacheln, konnten aber schwerlich je eine sehr behagliche Temperatur hervorbringen. Eine gewisse Kühle, eine etwas frostige Atmosphäre und dementsprechend etwas zeremoniös Steifes liegt doch neben anmutiger Zierlichkeit und formvoller Wohlerzogenheit über der ganzen Zeit des Kokofo und prägt sich auch in diesen Räumen aus. Da ist das schmale, harte Sofa, auf dem man sich wohl kaum in bequemer Nonchalance strecken konnte. Da stehen die weißen Holzstühle in steifer Ordnung um den länglichen, weißen Tisch; da sehen aus goldenen Rahmen von den Wänden die lächelnden Damen mit den hohen, gepuderten Haarfrisuren und den tief ausgeschnittenen Prachtgewändern, die Herren mit den konventionellen Harnischen unter dem Sammetrock auf die Eindringlinge herab. Einst belebten sie den schönen, weißen Saal, der durch zwei Stockwerke des Mittelbaues geht. Seine herrliche Stuckdecke, seine reich verzierten weißen Wände, aus denen dicke, kleine Putten zwischen Blumen, Muscheln und Schnörkelwerk hervortreten, zeigen die feine Dekorationskunst der Zeit. Dunkle Marmorpfeiler unterbrechen die lustige Helle. Das Ganze beweist, daß die „Mirowesen“ nicht gar so wenig Geschmack hatten, wie man nach den Briefen ihres großen Nachbarn glauben möchte. Auf diesen glatten, schneeweiß gescheuerten Dielen haben sie ihre Menuette und Gavotte getanzt, ihre tiefen Plongeons (Verbeugungen) gemacht, ihre zierlichen Fächer und schönen Augen spielen lassen. Auch sie trugen menschliche, vielleicht oft heiße Herzen unter den fischbeingesteiften Leibchen und gestickten Westen. Vielleicht könnte das reizende Kabinettchen mit dem Silberzierat auf den blauen Wänden oder das Zimmer mit den Liebespaaren im Schäferstil von manch einem Lust- oder auch Trauerspiel erzählen.

Einst hat unzweifelhaft eine liebliche, junge Prinzessin, die spätere Königin Charlotte von England, hier getanzt und unter den Bäumen der Mirower Schloßinsel gespielt. Sie war ja die Enkelin der Erbauerin dieser Räume, und ihre Wiege aus Pflaumenbaumholz stand in dem bescheidenen Heim ihrer Eltern, des Prinzen von Mirow, und seiner Elisabeth Albertine.

Noch einen Blick werfe ich in den Garten, den sicher einst schattige Charmilles, geflorene Hecken, Sandsteinfluren und holländische Tulpenbeete schmückten, der nun aber kaum mehr als ein Wäldchen ist, unter dessen hohen Bäumen sich jetzt ein dichter Teppich jungen Grüns ausbreitet. Vor der Tür des Schlosses stehen keine zahmen Kraniche mehr Wache, und am Tor strickt kein bezopfter Grenadier mehr; alles ist still und leer, und wuchern auch keine Dornen um das Schloßchen: es schläft doch unter den grünen Schleiern, die eben der Frühling wieder zu weben beginnt, und träumt von einer alten, längst vergangenen Zeit. Nur wenn die Trauerglocken durchs Land klingen und man wieder ein Glied des alten Stammes zur Ruhe bettet, dann wird es lebendig hinter den weißgerahmten Fenstern und im weiten Saal droben. Dann fahren Karossen, man sieht betrefte Lakaien in roten Livreen, schwarz umflorte Uniformen, wallende Crepeshleier, schwarze, schleppende Gewänder. Das Trauergesolge versammelt sich zum Imbiß im Schloßchen. Mirow ist ja jetzt die Stätte der Toten, und diese will ich nun besuchen.

Seitwärts an das Kirchenschiff, das von allerlei barockem Zierat und eingebauten Chören erfüllt ist, befindet sich die Fürstengruft. Viele von denen, die hier in den goldbetreuten, sammetüberzogenen Särgen schlummern, habe ich gut gekannt. Von allen weiß ich.

Drei fürstliche Generationen ruhen hier. Beginnend mit Herzog Karl von Mecklenburg-Strelitz (1794 bis 1816) und seinen beiden Gemahlinnen, deren erste die Mutter der Königin Luise war, bis zu dem 1904 verstorbenen Großherzog Friedrich Wilhelm und seinem erst wenige Monate hier ruhenden Enkel, Herzog Borwin. Welch eine große Spanne Zeit in diesem engen Raum! Mehr als ein ganzes Jahrhundert liegt zwischen dem Sterbegeläut, das jenen ersten Sarg — den der Mutter der Königin Luise — hier hinein begleitete und den Tönen, die vor kurzer Zeit über dem Totenschrein ihres Urenkels erklangen. Halbdunkel schwebt in der Gruft. In mattem Glanz leuchtet hier und da eine Treppe, und die Kronen auf den Särgen der regierenden Herren heben sich schattenhaft von der hell getünchten Wand ab.

Da schlafen sie alle. Alle lebten sie auf der Höhe des Lebens. Waren sie darum glücklich? Alle haben Tränen, Leid und Schmerz dieser Erde kosten müssen. Gott suchte ihrer aller Herzen. Alle sind sie nun hinter den dunklen Vorhang getreten, der jene Welt verhüllt. Und was ließen sie hier zurück? Auch ihre Spuren sind wie Fußstapfen im Meeresand, die der Wind verweht und die die Wogen verlöschen. Und waren doch Fürsten und Fürstinnen. Was ist Menschenherrlichkeit, und welch ein gewaltiger Prediger ist der Tod in seinem Schweigen. — Aber siehe, dort am Ende des Raumes schimmert es hell, ein gemaltes Fenster. Ich blicke auf; das dorngekrönte Antlitz des Erlösers schaut als durchleuchtetes Bild über die Särge hin, und mir ist, als spräche er das große, herrliche Wort: „Ich bin die Auferstehung und das Leben!“

Draußen aber grüßt mich der Frühling in tausend Knospen und Blüten und jubelnden Vogellstimmen: „Auferstehen, ja, auferstehen!“